

Eder, Jürgen

**"Incipit Hitler" : Stefan Zweig und der Nationalsozialismus**

*Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. 2008, vol. 22, iss. 1, pp. [69]-83

ISBN 978-80-210-4702-0

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/105944>

Access Date: 02. 12. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

JÜRGEN EDER

## „INCIPIT HITLER“. STEFAN ZWEIG UND DER NATIONALSOZIALISMUS

### **Abstract** *Stefan Zweig und der Nationalsozialismus*

Stefan Zweig, like many other German writers, was long time not able to assess what the German “Nationalsozialismus” or Adolf Hitler really means. In September 1930 – after the triumphant success in the elections – he wrote in an article that this has been only kind of understandable and respectable protest of the youth against old politics and politicians. Klaus Mann, eldest son of Thomas Mann, criticized this position and tried to warn Stefan Zweig and with him all intellectuals who underestimate the real danger of Nationalsozialismus. Not until his emigration from Austria Zweig became aware of what Hitler really means and tried to understand the phenomena as historical. Through books like “Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam” he took part in the opposition against Hitler. But Stefan Zweig has always been a “nonpolitical writer” and so he failed and never came to terms with political radicalism and its roots.

Im Kapitel „Incipit Hitler“ seiner Erinnerungen an die Welt von gestern spürt der Leser einen Moment lang den verbliebenen Stolz eines gedemütigten und von Hitler in die entlegensten Winkel der Welt verjagten Stefan Zweig. Gerade ihm sei es gelungen, „Adolf Hitler in persona in eine besonders peinliche Situation zu bringen“, so dass zu den „erfreulichen Dingen“ seines Lebens die „bescheidene Genugtuung“ gehöre, „dem zeitweilig mächtigsten Manne der Neuzeit, Adolf Hitler, Ärgernis verursacht zu haben“.<sup>1</sup> Er berichtet davon, dass sich vor den Plakatankündigungen der Verfilmung seiner Novelle „Brennendes Geheimnis“ die Menschen am Tag nach dem Reichstagsbrand sammelten und einander zwin-kernd anstießen. Noch am selben Tage wurde der Film verboten, desgleichen jede öffentliche Werbung für den inkriminierten Titel.

Man kann diesen Stolz als direkt proportional zur fatalen Hilflosigkeit eines Exilanten verstehen. Aber wie kritisch das Urteil über Stefan Zweigs Verhältnis zum Nationalsozialismus auch ausfallen mag – die Nazi-Bewegung jedenfalls hat in Stefan Zweig durchaus einen Feind gesehen. Mochte ihm sein Verleger und langjähriger Freund Anton Kippenberg immer wieder versichern, dass das „neue Deutschland“ gegen ihn gar nichts haben *könne*, da er „doch nie ein Wort

---

<sup>1</sup> Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt/M.1970, S. 264.

gegen Deutschland geschrieben oder sich in Politik eingemengt“ habe<sup>2</sup> – die „Kulturbeauftragten“ der NSDAP und ihre Helfershelfer kümmerten sich darum nicht. Wir finden eine Fülle von Indizien dafür, dass Zweig schon in der frühesten Phase der Verfolgung von Andersdenkenden ein bewusst gewähltes Zielobjekt war. Im April 1933 erschien ein Aufruf der Deutschen Studentenschaft, der die skandalöse Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 mit vorbereitete. Dort wurde Juden wie Zweig die Existenzberechtigung als deutsche Künstler bestritten. In einem 12-Punkte-Programm ist u. a. zu lesen: „Unser gefährlichster Widersacher ist der Jude und der, der ihm hörig ist. Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er.“ Der Kosmopolit und europäische Intellektuelle Stefan Zweig wurde urplötzlich rassistisch charakterisiert – ausgerechnet er, dessen Distanz und Fremdheit gegenüber jüdischer Identität z. B. von Hannah Arendt mit Recht hervorgehoben wurde. Für die Nazis war es aber nur logisch, dass auch Zweigs Werke dem barbarischen Autodafé vom 10. Mai zum Opfer fielen, das von Goebbels propagandistisch instrumentiert, von deutschen Studenten und Professoren ins Werk gesetzt wurde. Dazu gesellte sich noch billiger Hohn, wenn z. B. eine Hochschulgruppe die Aufstellung eines „Schandmals“ vorschlägt: „Einen klobigen Baumstamm, etwas über mannshoch, auf Hochschulgebiet. An den Schandpfahl werden wir die Erzeugnisse derer nageln, die nicht unseres Geistes sind. Für die »Weltbühne« dürften zweizöllige Nägel geeignet sein. Für Herrn Stefan Zweig könnten Reißzwecken genügen. [...] Für Herrn Tucholsky wären Vierzöller zu empfehlen.“ Die Kette der Verfolgungsmaßnahmen reißt in der nachfolgenden Zeit nicht ab: am 28. April 1933 wird die Novellen-Verfilmung „Amokläufer“ durch Goebbels persönlich verboten, begründet durch erhebliche innen- und außenpolitische Bedenken“. 1936 stellt die Behörde, die mit der Kontrolle von Buchhandlungen befasst ist, in ihrem Bericht für das Reichpropagandaministerium u. a. folgende Verstöße einer Buchhandlung in Schwerin fest: Die Buchhandlung, die die repräsentativste am Ort ist, enthielt zahlreiche Schriften von Heinrich Mann, Stefan Zweig, Max Brod usw., deren Verbot bekannt sein musste. Die Buchhandlung hatte noch am 30. 4. 1936 vom Reichner-Verlag, Wien, eine Schrift von Stefan Zweig bestellt und erhalten. Die Richtlinien solcher Aktionen zielten gleich mehrfach auf Stefan Zweig, indem sie „Landesverräter, Emigranten“, „pazifistische Literatur“, „dekadente, zersetzende, volksschädliche Literatur der >Asphalt- und Zivilisationsliteraten<“ sowie „jüdische Autoren, gleichviel welcher Gebiete“ zum Verbot ausschrieb.

Der spektakulärste und gewiss interessanteste Rekurs des Nazi-Systems auf Stefan Zweig allerdings war die Affäre um Richard Strauss und die Aufführung der Oper „Die schweigsame Frau“, für die Zweig das Libretto geschrieben hatte. Diese Episode endete mit der Demission von Strauss als Präsident der Reichsmusikkammer im Juli 1935. Es ist hier nicht Raum, die Stadien der Zusammenarbeit von Strauss und Zweig zu rekapitulieren – ich empfehle die spannende Lektüre des Briefwechsels – dennoch will ich auf einige wenige Momente des Skandals

<sup>2</sup> Zweig zitiert dies ebd., S. 262.

eingehen, zeigen sie doch, in greller Beleuchtung, die Haltung bedeutender und ranghoher Nazi-Chargen gegenüber Stefan Zweig. Alfred Rosenberg, der Rivale und Kontrahent Goebbels war es, der offen und verdeckt gegen Richard Strauss Umgang mit Juden polemisierte, womit natürlich in erster Linie der Librettist der „Schweigsamen Frau“ gemeint war. Dennoch erlaubten Hitler und Goebbels ausdrücklich Mitte 1934 die Aufführung der Oper – außenpolitische Rücksichten mochten im Vordergrund gestanden haben, war doch Richard Strauss einer der wenigen international geachteten Künstler, die sich dem Dritten Reich zur Verfügung gestellt hatten. Die Wende vollzog sich aber, als die Gestapo einen Brief von Strauss an Zweig abfing, in dem u.a. zu lesen stand: „Glauben Sie, dass ich jemals aus dem Gedanken, dass ich Germane [...] bin, bei irgend einer Handlung mich habe leiten lassen. Glauben Sie, dass Mozart bewusst »arisch« komponiert hat. Für mich gibt es nur zwei Kategorien von Menschen: solche, die Talent haben und solche, die keins haben und für mich existiert das Volk erst in dem Moment, wo es Publikum wird. Ob dasselbe aus Chinesen, Oberbayern, Neuseeländern oder Berlinern besteht, ist mir ganz gleichgültig, wenn die Leute nur den vollen Kassapreis bezahlt haben...“<sup>3</sup> Strauss hatte damit seinen Kredit verspielt, Hitler, Göring und auch Goebbels ließen ihn fallen. In der Tat: für einen kurzen Augenblick ist es Stefan Zweig gelungen, die Nazi-Größen aus der Fassung zu bringen – nicht mit politischen Appellen, Manifesten und Reden, sondern mit einem mehr oder weniger gelungenen Opern-Text!

Doch wie nehmen sich die Proportionen aus, wendet man die Perspektive um und forscht nach, wie Stefan Zweig den Nationalsozialismus und seine Repräsentanten sah? Ich möchte im Folgenden knapp und pointiert drei Phasen dieser Auseinandersetzung skizzieren: die Zeit zwischen 1923 und 1930, gewissermaßen die faschistische Inkubationszeit; dann 1930 bis 1933 als Phase, in der die Gefahr klar und offen auf der Tagesordnung stand – und schließlich die Exil-Jahre, wo persönliche Erfahrungen und Analysen sich wechselseitig immer stärker bedingen.

Angebracht sind zunächst einige Sätze zum Bild in der Forschung. Stefan Zweigs politische Haltung gehört wohl zu den umstrittensten Fragen, die im Zusammenhang mit diesem Autor gestellt werden. Man fühlt sich an Schillers Prolog zum „Wallenstein“ erinnert, wo es heißt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt / Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. Zweig hat in politicis glühende Verteidiger gefunden, und er hat zugleich Zorn, Entsetzen und Fassunglosigkeit erzeugt, wo es um seine politische Haltung ging. Im Rahmen des Fest-Vortrags zur Eröffnung des Literaturprojektes „Stefan Zweig“ am 18. Januar 2003 im Augsburger Rathaus sprach Walter Jens über die „exakten Prophetien“ des politisch denkenden Stefan Zweig, und dass „keiner unter allen deutschen Schriftstellern“ „die Verbindung von Deutschtümelei und rüdem Antisemitismus, der am Ende zum Massenmord führen werde“ so begriffen und ausgesprochen

<sup>3</sup> Zit. In: Hartmut Müller: Stefan Zweig mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek b. Hamburg 1988, S. 106f.

habe wie er.<sup>4</sup> Hier scheint mir aber die Lizenz eines Festvortrages doch recht einseitig ausgelegt – denn Jens Befund basiert auf *einem* Briefzitat und ignoriert Autoren wie Feuchtwanger, Thomas und Heinrich Mann, auch Brecht. Jenes außerdem geäußerte Urteil von Jens, dass es bei einem Buch wie dem „Erasmus von Rotterdam“ mehr um Zeitgeschichte gehe denn um „Historie aus fernen Tagen“, wird noch zu prüfen sein.

Eine extrem gegensätzliche Position nimmt Hannah Arendt ein, die in einer längeren Rezension der „Welt von gestern“ nicht mit dezidierter Kritik geizt. Von Politik habe Stefan Zweig sich „vornehm ferngehalten“ – „und dies in einem solchen Maße, dass ihm noch rückblickend die Katastrophe [...] wie ein Blitz aus heiterem Himmel erscheint, wie eine ungeheuerliche, unbegreifliche Naturkatastrophe“. Hannah Arendt, selbst aus Deutschland verjagt, wirft dem Mit-Exilanten vor, er begreife die Nazis nur als Verursacher ganz persönlicher Demütigungen, ohne allen Zusammenhang. Sie führt das auf die Verblendung einer Schicht jüdischer Großbürger zurück, die nicht sehen konnten oder wollten, dass allein der Erfolg ihre gesellschaftliche Existenz sichern konnte: „Die sehr vergoldeten Gitterstäbe dieses eigenartigen Naturschutzparks waren sehr dicht und benahmen de[m] Insassen jeden Blick und jede Einsicht, die [seinem] Erleben und Genießen hätte störend werden können.“<sup>5</sup>

Ambivalenter sehen Wissenschaftler wie Donald Prater und Hartmut Müller Stefan Zweigs Stärken und Schwächen im Konflikt mit dem faschistischen Zeitgeist. Prater unterscheidet in seiner Biographie den Stefan Zweig *vor* 1933 von demjenigen *danach*. Zunächst mit gewissen Sympathien für die Dynamik und das forciert Jugendliche der faschistischen Bewegungen, mit „unausgereiften“ „schlecht durchdachten“ politischen Ideen, sei er nach 1933 und v.a. im Exil selbst zu einem klugen Beobachter der Zeit geworden. Freilich habe sich diese Hellsichtigkeit immer wieder zwischen Selbstüberschätzung und Fatalismus bewegt, bis in die letzten Wochen vor dem Selbstmord.<sup>6</sup> Müller, Verfasser der ausgezeichneten Rowohlt-Monographie über Stefan Zweig, kommt zu einem insgesamt widerspruchsvollen Bild: „politisch naiv“ habe dieser 1930 beispielsweise auf den Wahlerfolg der Nazis reagiert, nach 1933 aber den Ernst der Lage erkannt und seine Konsequenzen daraus gezogen.<sup>7</sup> Und die, darauf weist Müller ganz mit Recht hin, waren nicht nur literarisch, sondern auch von praktischer Art. Joseph Roth, Ernst Weiß und viele andere erlebten den Humanisten der Tat – Hermann

<sup>4</sup> Mitschrift des Vortrags durch den Verfasser dieses Beitrags.

<sup>5</sup> In: Hannah Arendt: Die verborgene Tradition. Acht Essays, Frankfurt/M. 1976, Zitate S. 75 und 77.

<sup>6</sup> Donald A. Prater: Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen, München 1981.

<sup>7</sup> Hartmut Müller: Stefan Zweig, S. 96. Daran haben auch neuere Untersuchungen wenig geändert, so z.B. Oliver Matuschek: Stefan Zweig. Drei Leben – eine Biographie, Frankfurt/M. 2006.

Kesten urteilte später, dass Stefan Zweig „vielen Menschen buchstäblich das Leben gerettet“ habe.<sup>8</sup>

Das Bild des „politischen“ Stefan Zweig bleibt im Widerstreit der Meinungen. Wenn hier nun kritisch und gelegentlich polemisch Stefan Zweigs Verhältnis zum Nationalsozialismus rekonstruiert wird, dann sollten wir wiederum Schillers Zeilen aus dem bereits zitierten „Wallenstein“-Prolog im Bewusstsein haben – „Noch einmal laßt [...] / Die düstre Zeit an euch vorüberführen, / Und blicket froher in die Gegenwart / Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.“ Das heißt, man sollte nicht vergessen, dass Stefan Zweigs Situation eine weit schwierigere war als unsere heute, wenn es um Analyse, Urteil und Konsequenz ging. Freilich wird man andererseits nicht unrecht tun, wenn man ihn daran misst, was andere Exilanten taten oder auch ließen. Es geht hier keineswegs darum, Stefan Zweig „herunterzumachen“, sondern um den Versuch, „Triumph und Tragik des Stefan Zweig“ in schwierigen Zeiten zu betrachten.

Die Weimarer Republik, so meinen viele Historiker und Zeitgeschichtler, sei eigentlich schon mit ihrer Geburt gestorben; zu viele Hypothesen, Defizite und fatale Traditionen haben das Entstehen einer stabilen Demokratie schon im Ansatz verhindert. Nicht wenige zeitgenössische Intellektuelle sahen das ganz genau so – denken wir etwa an Thomas Mann, Joseph Roth, Bertolt Brecht... Wie wertete Stefan Zweig die Katastrophe von 1918, ihre Folgen? Immerhin gehörte er bei Kriegsausbruch 1914 zu denjenigen, die Faszination und Grauen nur schwer voneinander trennen konnten. Sein vielzitatierter Pazifismus war einige Zeit von merkwürdiger und diffuser Germanophilie bedroht, gelegentlich sogar überwunden. Stefan Zweigs Vorschläge für die moralische Legitimation des neuen Nachkriegs-Staates fallen reichlich idealistisch, um nicht zu sagen: naiv – aus. So fordert er, dass sich „Führer und Verführer“ der Nation wie Tirpitz oder Ludendorff gefälligst selbst richten sollten, wahrscheinlich in Erinnerung an antike oder germanische „Sternstunden der Menschheit“. Sein Appell, geistige Führer an die Spitze der Republik zu stellen – Thomas Mann, Heinrich Mann, Richard Dehmel –, wird inspiriert durch französische Literatur, weniger durch die Erkenntnis der Verhältnisse von 1919. Von Anfang an rührt sich bei ihm das Misstrauen gegen „Professionspolitiker“, die keine Ahnung hätten vom Geist der Geschichte. „Ich ehre nicht die Partei, sondern die Gesinnung“, liest man in einem Brief vom Juli 1919<sup>9</sup> – es ist die berühmt-berüchtigte Gegenüberstellung vom Gesinnungs- und vom Verantwortungsethiker, die Max Weber formuliert hat ... „Der Handelnde ist immer gewissenlos“, hat Goethe gesagt; ein Ausspruch, den Stefan Zweig – und mit ihm viele deutsche Intellektuelle – immer wieder zitiert hat.

Allerdings *beobachtet* Stefan Zweig recht aufmerksam, was in nicht allzu ferner Nachbarschaft der Salzburger Kapuzinerberg-Villa geschieht. Die Münchner Verhältnisse kurz vor dem Hitler-Putsch verursachen bei ihm „Antipathie“, und

<sup>8</sup> Hermann Kesten: *Meine Freunde die Poeten*, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1980, S. 100.

<sup>9</sup> Alle Zitate aus Stefan Zweigs Brief an Richard Dehmel, vermutlich 12.7.1919, in: Stefan Zweig: *Briefe an Freunde*. Hg. Von Richard Friedenthal, Frankfurt/M. 1984, S. 103–106.

in einem Brief an Franz Servaes, geschrieben am 22. Januar 1923, versucht er so etwas wie Diagnose und Prognose: „Mir graut manchmal vor der rasenden Torheit dieses Weltfacismus, vor dem brutalen Triumph der Gewalt: er wird das Ideal der nächsten Generation sein und der Fußballenthusiasmus wird bald einem böseren Furor weichen.“<sup>10</sup> Man würde gerne – wie Walter Jens – diese scheinbare Weitsicht loben – allein, die Begründungen sind doch äußerst fragwürdig. Zweigs Massen-Begriff ist aristokratisch-großbürgerlich, schnell ist er bei der Hand mit dem Wort „Pöbel“, wenn er kritische Phänomene der Massendemokratie beschreibt. Über die Psychostruktur von Sportfans haben zur gleichen Zeit Bertolt Brecht oder Elias Canetti nicht nur differenzierter, sondern auch realistischer nachgedacht. Und nach dem Hitler-Putsch, in einem Brief an Otto Heuschele, formuliert Stefan Zweig dann fast schon jenes „Alles-Verstehen“, das Klaus Mann 1930 zur erbitterten Gegenrede herausfordern wird. Der allgemeine, rechts wie links vorhandene „Schrei nach dem Diktator“, so Zweig, sei nichts anderes „als die Sehnsucht nach einem *Menschen*, einem Character, statt der schwankenden Gestalten“.<sup>11</sup> Die Zeit sei vergiftet durch Politik, Hass und Geld.

Mit seiner Studie „Joseph Fouché – Bildnis eines politischen Menschen“ schreibt er sich den Ekel gegen das Politische gewissermaßen von der Seele. Das 1929 erschienene Buch muss als wesentlicher Beitrag gelesen werden zu Stefan Zweigs Auffassung, was Republik und Demokratie zu Fall brachte. Ich bin allerdings anderer Ansicht als Hartmut Müller, der in dieser „Charakterstudie“ die Absicht erkennen will, „die Öffentlichkeit zu warnen vor einer aktuellen Gefahr“ in Mitteleuropa.<sup>12</sup> Für mich überwiegt auch in diesem Buch der unpolitische moralisierende Widerwille gegen die angeblich habituelle und gesetzmäßige Amoralität alles Politischen, wo es nur um Machterhalt um jeden Preis ginge. Zweig sieht in jedem Politiker einen „Fouché“, einen Opportunisten, der alle sittlichen Prinzipien vermissen lässt und nur auf eigenen Vorteil bedacht ist, sich durch seine Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit als „Charakterchamäleon“ erweist. Das „gefährliche Geheimnis ihrer Macht“ wolle er entlarven, so Zweig im programmatischen Vorwort zum „Fouché“ – und lässt nur wenige Zeilen zuvor schon erkennen, worin dieses „Geheimnis“ begründet liege: in der „treugläubigen“, ja „kindlichen“ Naivität der Völker gegenüber ihrer politischen Klasse, die doch nichts sei als „professionelle Hasardeure, die wir Diplomaten nennen, diese Künstler der flinken Hände, der leeren Worte und kalten Nerven“.<sup>13</sup> Stefan Zweig, ganz in der Tradition antidemokratischer Polemik, zeichnet moralische und körperliche Hässlichkeit als zwangsläufig verbunden, als müssten Politiker alle fett und hässlich sein! Dies ist der primär ästhetisch inspirierte Widerwille

<sup>10</sup> In: Stefan Zweig: Briefe 1920 – 1931. Hg. Von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin, Frankfurt/M. 2000, S. 84.

<sup>11</sup> Ebd., S. 102.

<sup>12</sup> Hartmut Müller: Stefan Zweig, S. 85.

<sup>13</sup> Stefan Zweig: Joseph Fouche. Bildnis eines politischen Menschen, Frankfurt/M. 2000, S. 13.



eines Idealisten gegenüber einer Sphäre, die Kompromisse, permanente Abkehr von Maximen und Ideen, Taktik, auch Rhetorik als unabdingbare pragmatische Notwendigkeiten erfordert. Rudolf Augstein hat einmal die kritische Frage gestellt, inwieweit linke oder rechte Intellektuelle durch ihre Verachtung gegenüber der Weimarer Republik mitschuldig gewesen seien am Untergang dieses Staatswesens, am Erfolg Hitlers – ich würde dieser Frage noch eine Perspektive hinzufügen: ist nicht auch ein solcher Bildungshochmut, ein der reinen idealistischen Lehre anhängendes Ästhetentum eine wesentliche Hypothek in der Legitimationskrise der Weimarer Parteien? Ob man nun Ebert in Badehosen fotografiert, alle Politiker als korrupt begreift, wie es die Massenpresse jener Jahre getan hat – oder ob man mit dem Typus Fouché den Charakter *aller* Politik denunziert... sind das mehr als graduelle Unterschiede?

Zumindest ist es für eine *solche* Sicht der Dinge dann nicht überraschend, wie Stefan Zweig im Oktober 1930 auf den sensationellen Wahlerfolg der Nationalsozialisten reagiert. Die Hitler-Partei hatte 6 Mio. Stimmen gewonnen – nicht zuletzt von jungen Menschen. Ihre Propaganda wirkte modernistisch, gleichzeitig aber zogen die Inhalte auch Sozialromantiker und antidemokratische junge Menschen in ihren Bann. Neben den Kommunisten hatte die NSDAP-Anhängerschaft den größten Anteil junger Leute von allen Parteien der ausgehenden Weimarer Republik. Insofern ist es nur konsequent, dass die Debatte zwischen Stefan Zweig und Klaus Mann sich im Gefolge dieser Wahl-Katastrophe vor allem auf den Begriff der „Jugend“ konzentrierte. Andere Proteste und Appelle an die Vernunft, etwa der von Thomas Mann in Berlin, erkannten diese spezifische Problematik nicht ausreichend und wandten sich an das klassische Bürgertum aus Besitz und Bildung – oder aber an proletarischen Widerstandswillen, der sich aus Klassenbewusstsein speisen sollte. Insofern muss hervorgehoben werden, dass sowohl Stefan Zweig als auch Klaus Mann ein zentrales Moment der faschistischen Erfolge erkannt hatten – freilich: mit *welch* unterschiedlichen Deutungen!

Bemerkenswert an dieser Kontroverse ist auch, dass Klaus Mann damit gegen einen seiner wenigen Förderer ins kritische Feld zog – würde ein junger Autor heute die Courage haben, sich von einem prominenten und einflussreichen Gönner öffentlich loszusagen? Für den Zeitgenossen interessant war es außerdem, dass Klaus Mann in Stefan Zweig ja auch die Generation des Vaters attackierte – der war nur 6 Jahre älter als Stefan Zweig. Ein sozialpsychologisch wie psychoanalytisch explosives Gemisch – ich will mich freilich an dieser Stelle auf die politischen Implikationen beschränken.

Stefan Zweigs Aufsatz „Revolte gegen die Langsamkeit“ versucht die Wahl als „Protestwahl“ zu verstehen, will objektiv und psychologisch Verständnis für den *Willen* hinter der Handlung schaffen. Ganz in Fortsetzung seiner „Politikverdrossenheit“ liest er aus dieser Wahl eine „vielleicht nicht kluge, aber im Innersten natürliche und durchaus zu bejahende Revolte der Jugend gegen die Langsamkeit und Unentschlossenheit der hohen Politik, gegen die Feigheit und Unentschiedenheit der bürokratischen Methoden“. Die Wortwahl ist verräterisch, wo Zweig die Tagespolitik etikettiert – vom „dilatorischen Verhandeln“, „Hin-



ausziehen“, „Flicken“, „Leimen und Verkleben“ ist da die Rede – ein Jargon, der sich bei einem Ernst Jünger und vielen anderen antidemokratischen Intellektuellen jener Jahre finden lässt. Natürlich darf man den Kriegs-Apologeten Ernst Jünger und den Pazifisten Stefan Zweig nicht in so ohne weiteres in eins setzen ... aber es ist doch markant und frappant, dass sich hier eine lebensphilosophische, eine dezisionistische Sprache bei beiden feststellen lässt, die bestehender Realität entschieden feindlich gegenübertritt. Zweig kritisiert mit kernigen Worten – er, der doch sonst das „schöne Wort“ feiert und liebt! – den Völkerbund, als einen „Klüngel alter Männer“, die sich mit „Registraturen“, „Zettelkästen“, „grünbezogenen Tischen“ und „weichen schlafsüchtig machenden Fauteuils“ begnügt hätten, statt die Ideen Europa, Frieden, Humanität voranzubringen. Mit keinem einzigen Wort geht Stefan Zweig auf die komplexen Probleme nicht nur der Weimarer Republik ein: Inflation, Arbeitslosigkeit, Rezession, Armut, internationale Konflikte im Gefolge des Ersten Weltkrieges – statt dessen eine große wegwerfende Geste, die als Resultat 12jähriger Politik das Wörtchen „nichts“ bilanziert! Ist die Analyse schon falsch, so erscheint seine Folgerung noch weitaus fataler und spiegelt eine geistige Verblendung, die auch durch noch so viele schöne Humanisten-Porträts nicht gut zu machen ist. An entscheidender Stelle dieses kleinen Essays lesen wir also: „Und so sagt sie (mit Recht!) diese Jugend: Wir müssen Schluß machen mit diesem Altmännergeschwätz, es müssen Männer kommen der raschen Entscheidungen (falsch oder richtig ist gleichgültig, nur rasch, nur rasch!), Männer wie Stalin oder Mussolini, die Geschehnisse ins Rollen bringen, mag sein in einen Abgrund hinein. Aber lieber ein Ende mit Schrecken als das ewig Schreckhafte dieser lastenden Unentschiedenheiten [...]“.<sup>14</sup> Welchen „Abgrund“ dachte sich der Resident der Kapuzinerberg-Villa? Später, in der „Welt von gestern“, erinnerte sich Stefan Zweig daran, dass auf der anderen Seite der Grenze auch ein Berg lag – der Obersalzberg, Hitlers Domizil.<sup>15</sup>

Es gibt Stefan Zweig-Interpreten, Donald Prater ist deren prominentester, die solche verheerenden Sprüche als Ausdruck einer Alterskrise deuten: Zweig stand vor seinem 50. Geburtstag und er spricht des Öfteren in Briefen von der Angst „vor dem Kranksein, dem Altwerden oder Bitterwerden“.<sup>16</sup> Aber darf man einen politisch gemeinten Beitrag als Therapie verstehen, soll hier die Psychoanalyse an die Stelle des Urteils treten? Ich kann mich einer solchen Lesart nicht anschließen – und denke, man würde Stefan Zweig damit Unrecht tun.

Die Resonanz auf den Artikel blieb zurückhaltend – es mag Kollegen gegeben haben, die nach dem Motto „Ja, ja, der Herr Zweig“ ein Auge zudrückten. *Ein* Echo aber fand sich, das Stefan Zweig fatal sein musste – sprach hier doch ein „Junger“, ein Intellektueller, sogar ein Bewunderer. Klaus Mann drückt in klaren,

<sup>14</sup> Alle Zitate aus „Revolte gegen die Langsamkeit“, in: Stefan Zweig: Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909 – 1941, Frankfurt/M. 1983, S. 180ff.

<sup>15</sup> Stefan Zweig: Die Welt von gestern, S. 271.

<sup>16</sup> So in einem Brief an Victor Fleischer, vermutlich 21. November 1931, in: Stefan Zweig: Briefe 1920 – 1931, S. 310.

pointierten Sätzen aus, was der welt- und literaturkundige Stefan Zweig offensichtlich nicht bedenken wollte oder konnte: „Es gibt auch ein Alles-verstehen-können, eine Bereitwilligkeit der Jugend gegenüber, die zu weit geht. Nicht alles, was Jugend tut, weist in die Zukunft.“ Dann deutet er darauf hin, worin eigentlich der „Radikalismus“ dieser „September“-Jugend bestehe: „Ein großer Teil meiner Altersgenossen [...] hat sich mit all dem Elan, der dem „Vorwärts!“ vorbehalten sein müsste, für das „Rückwärts!“ entschieden. Das dürfen wir unter keinen Umständen gutheißen. Unter gar keinen Umständen.“ Klaus Mann kritisiert hier einen bloß abstrakten Begriff von Radikalismus – der so verstanden ja beliebig füllbar, also missbrauchbar sei. Stefan Zweig, das wissen wir, war kein Mann der Begriffe: gedankliche Schärfe, Logik und Distinktion des Wortes waren seine Sache nicht – mehr noch als einem Thomas Mann gehen ihm diese Fähigkeiten ab, nicht zu vergleichen mit einem Robert Musil oder Hermann Broch. Das irritiert uns schon gelegentlich in seiner historischen Biographik und Essayistik, wird dort aber oft noch durch Imaginationskraft und Quellenkunde ausbalanciert. Beim Versuch, politische Analysen aufzustellen ist solch ein Defizit allerdings fatal – Klaus Mann hat dies laut und deutlich ausgedrückt. In der Schluß-Volte seiner „Antwort an Stefan Zweig“ führt er diesem nochmals vor Augen, für *was* er eigentlich Verständnis einfordere: für die Gewalt auf der Straße, die sich der Gummiknüppel als Argument bedient. „Zwischen uns und denen“, so Klaus Mann nachhaltig, „ist keine Verbindung möglich“. <sup>17</sup> Für den Jüngeren, dessen literarische Karriere bis dahin eher im Zeichen des Ästhetizismus gestanden hatte, war dies der fulminante Eintritt in die politische Diskussion – für Stefan Zweig hingegen war es, man verzeihe das Wortspiel, mit dem Ein- gleich wieder der Austritt. Zwar zeigt die Korrespondenz der nächsten Monate, dass sich beide wieder einander anzunähern suchten. Allein, dass tiefgreifende Differenzen in der Vorstellung blieben, wie man den Nazis am besten Widerstand leisten könne, zeigt die Kontroverse um Klaus Manns Exil-Zeitschrift „Die Sammlung“, auf die gleich noch einzugehen sein wird.

In privaten Briefen Stefan Zweigs aus der Zeit zwischen 1931 und 1933 spiegelt sich ganz offensichtlich die Rückkehr zur Literatur als eigentlichem Metier, der Rückzug aus den politischen Wirren, die zunehmend auch Österreich infizierten. „Buch muß wieder Flucht werden“, schreibt er am 6. Juni 1931 an Otto Heuschele, „Aufhebung und Verwandlung, statt Fotografie der Realität.“ <sup>18</sup> Dass aber bei ihm die Hoffnung auf diejenigen, die er 1930 mit psychologischer Anstrengung legitimiert hatte, „radikal“ zu sein – dass Stefan Zweig nach wie vor auf die „Jugend“ setzte, zeigt der Schluss seines Briefes an denselben Adressaten, abgefasst wenige Tage vor Hitlers Machtübernahme, am 13. Januar 1933: „Die Zeit sehe ich nicht so hoffnungslos wie die andern; je mehr sich der Haß überschreit, je irrwütiger die Parteiung wird, um so sicherer sehe ich den Ekel, der

<sup>17</sup> Alle Zitate in: Klaus Mann: Jugend und Radikalismus. Hg. Von Martin Gregor-Dellin, München 1981, S. 7–9.

<sup>18</sup> In: Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 213.

diese ewige Überfütterung mit vergifteten Worten nicht mehr erträgt. Die neue Jugend wird nach dem ewigen Gesetz des Wellenschwungs von Politik nichts mehr wissen wollen, und vielleicht blühen in den Gärten dann wieder die Gedichte und die Luft beginnt abermals rein zu tönen.“<sup>19</sup> An welche Jugend mag er gedacht haben – die von 1945, die zwischen Trümmern und Ruinen nichts mehr wissen wollte vom „Irrsinn“ Auschwitz und Stalingrad?

Dieser Beitrag hat sich aber vorgenommen, möglichst gerecht bleiben zu wollen – deshalb sei eine Ausnahme von der deprimierenden Regel hier nicht übergangen. Sein Brief an den Schriftsteller-Kollegen Felix Salten, 2. November 1931, zeigt Stefan Zweig endlich einmal unduldsam, aktiv, zum Handeln entschlossen. Die antijüdischen öffentlichen Wendungen des offiziellen Österreich gegen Schnitzler, Freud, Einstein sind ihm Anlass, „endlich eine activere Haltung“ anzumahnen. Folgt man aber dem gleichen Brief weiter, bleibt es doch wieder primär beim stillen Protest, der großen Geste des angedrohten Verstummens: „Ich denke nicht an Proclamationen und Beschwerden, sondern unsererseits an eine Ablehnung bei allen öffentlichen österreichischen Veranstaltungen [...], kein weinerliches Sichbeschweren [...], sondern eine entschlossene gemeinsame ablehnende Haltung, irgendwo mitzutun.“<sup>20</sup> Ohne Frage, das ist ein Boykott-Aufruf – und allemal ehrenwerter als Familie Werfel, die zur gleichen Zeit kryptofaschistische und ständestaatliche Geister in ihrem Haus begrüßten. Doch irrt man sich, wollte man hier eine entschieden politische Geste erkennen – oder lese ich die folgende Passage falsch, wenn ich darin den Hochmut einer wenig selbstkritischen Bildungsbürgerlichkeit finde? „Schließlich sind vor dem Ausland *wir* doch Österreich und nicht der Herr Bürgerschullehrer Czermak und der Gymnasialprofessor Miklas. Lassen wir [den] ärmlichen verdorften und verbauerten Rest des wirklichen Österreich diesen Herren und ihrem Anhang.“<sup>21</sup> Es ist *Rhetorik* des Widerstands, oder des Erasmus Versuch, durch Briefe seine aufgewühlte Zeit zur Raison zu bringen. Damit bleibt nur noch, abschließend, die Entwicklung Stefan Zweigs im Verhältnis zum Nationalsozialismus im Exil zu skizzieren – obgleich der Begriff „Entwicklung“ dabei mit Vorbehalt zu gebrauchen ist.

Noch einmal wurde Klaus Mann zum *casus foederis* der Exil-Politik. Die Gründung seiner Zeitschrift „Die Sammlung“ bewirkte nahezu das Gegenteil – sie offenbarte eine schier heillose Zerstrittenheit bzw. Interessenunterschiede der Exilanten, die nicht zu harmonisieren waren. Dazu kommt noch ein generationell ausgerichteter Unterschied bei der Frage zum Ausdruck, mit welchen Mitteln die Nazis und Hitler am besten zu bekämpfen seien. Klaus Mann war es nicht nur gelungen, das Patronat eines André Gide, Aldous Huxley und Heinrich Mann für die „Sammlung“ zu erlangen, sondern so renommierte Mitarbeiter zu akquirieren wie Thomas Mann, Albert Einstein, Alfred Döblin, Boris Pasternak, Ernest Hemingway, Joseph Roth – und eben auch Stefan Zweig. Noch bevor dieser aber

<sup>19</sup> Ebd., S. 223.

<sup>20</sup> Stefan Zweig: Briefe 1920 – 1931, S. 303.

<sup>21</sup> Ebd.

Klaus Mann einen Ausschnitt aus seiner „Erasmus“-Studie zur Verfügung stellte, machte er in einem Brief klar, dass er bei einem „aggressiven Charakter“ der „Sammlung“ nicht zur Verfügung stünde. Zweig bleibt also der alten Linie treu, wenn er bekennt: „Das rein Aggressive liegt mir charaktermäßig nicht, weil ich an »Siege« nicht glaube, aber in unserem stillen, entschlossenen Beharren, in der künstlerischen Kundgabe liegt vielleicht die stärkere Kraft.“<sup>22</sup> Dies geschrieben am 15. Mai 1933, also zu einem Zeitpunkt, wo die endgültige Machtstabilisierung der NSDAP längst noch nicht vollzogen war, wo die neuen Herrscher durchaus noch Rücksichten auf das Ausland zu nehmen hatten. Stefan Zweigs Haltung ist die der vornehmen Resignation, die man nach jahrelang vergeblich geführtem Kampf verstehen könnte – schwerlich allerdings im Frühjahr 1933. Solches Verständnis von „Widerstand“ war so abstrakt und ziellos wie zuvor das des „Radikalismus“ und musste fast zwangsläufig zum Konflikt führen. Für Klaus Mann war es dabei bitter, dass gleich *zwei* ihm bedeutende Menschen nach Erscheinen des ersten Heftes sich von ihm in aller Öffentlichkeit distanzieren: sein Vater Thomas Mann – was zu einem zeitweilig radikalen „Familienzwist im Hause Mann“ führte – und der langjährige Mentor Stefan Zweig. Die Situation war ungleich folgenreicher als im Herbst 1930: Zweig sagte sich vom Jüngeren los und trug wesentlich dazu bei, dass das ganze Projekt „Sammlung“ scheiterte. Der lange Brief vom 18. September 1933, der versucht, die Absage zu erklären – wohlgermerkt, *nachdem* er sich öffentlich distanziert hatte! – ist nichts als die Wiederholung, fast schon gebetsmühlenartig, bekannter Positionen: „Ich bin keine polemische Natur, ich habe mein ganzes Leben lang immer nur *für* Dinge und *für* Menschen geschrieben und nie gegen eine Rasse, eine Klasse, eine Nation oder einen Menschen. [...] Einer so ungeheuren Katastrophe muss man in großen Darstellungen entgegentreten, nicht mit kleinen Sticheleien.“<sup>23</sup> Niemand hatte dies von Stefan Zweig verlangt – ihm war es offensichtlich bereits unerträglich, dass in derselben Zeitschrift auch *anders* gekämpft wurde. Schon diese Haltung scheint mir fragwürdig genug – man muss gar nicht erst die polemische Frage stellen, ob es Stefan Zweig vielleicht vor allem darum ging, dass seine Bücher in Deutschland weiter erscheinen konnten. Jedenfalls ist es verständlich, wenn Klaus Mann in seinem Tagebuch Stefan Zweigs Verhalten einen „ganz feigen Rückzieher“ nennt (15.9.1933).<sup>24</sup> Zweig hatte sich zwischen die Stühle gesetzt, fühlte sich von rechts und links „durch den politischen Dreck“ gezogen, wie er Hesse im Dezember 1933 schrieb.<sup>25</sup>

Sehen wir uns nun an, was Zweig als sein Zeugnis wider den nazistischen Ungeist verstand: den „Erasmus von Rotterdam“. Es ist durchaus kein Helden-Porträt, darauf deutet schon der vollständige Titel „Triumph und Tragik des Erasmus

<sup>22</sup> Zit. In Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 228.

<sup>23</sup> Ebd., S. 235.

<sup>24</sup> Klaus Mann: Tagebücher 1931 bis 1933. Hg. Von Joachim Heimannsberg, Peter Laemmlle und Wilfried F. Schoeller, München 1989, S. 168.

<sup>25</sup> Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 242.

von Rotterdam“ hin; nein, der Porträtist scheut nicht zurück vor Kritik, die auch ihn selbst trifft: Zaghafte, Übergewicht des Abstrakten, gar die Verleugnung des Freundes Ulrich von Hutten. Doch aus solchen Mängeln, aus dem Scheitern gegen Luther steigt wie ein Phoenix aus der Asche das Ideal-Ich eines zeitlosen Humanismus, der über Montaigne, Spinoza, Lessing, Kant, Tolstoi, Gandhi und Rolland bis zu Stefan Zweig fortwirkt. Ihnen allen gemeinsam sei jener „uralte Wunschtraum aller Religionen und Mythen von einer kommenden und unaufhalt-samen Vermenschlichung der Menschheit und von einem Triumph der klaren und gerechten Vernunft“<sup>26</sup> – so liest man es am Ende des Buches, von dem nicht einfach zu sagen ist, *was* es eigentlich sei: Biographie, Roman, romanhafte Biographie, Psychogramm; nur *eines* ist es gewiss nicht, eine tragfähige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Weder die historischen Analogien – Luther gleich Hitler usw. – noch die zugrunde liegende Geschichtsvorstellung, dass Einzelne in bestimmten Momenten den Ablauf von Jahrhunderten bestimmen könnten sind nachvollziehbar. „An diesem Tage, dem 5. November 1520, lag das Schicksal der deutschen Reformation, lag die Weltgeschichte wahrscheinlich ganz in Erasmus’ zarter und ängstlicher Hand.“<sup>27</sup> Wir wollen nicht annehmen, dass Stefan Zweig für sich eine solche Entscheidungssituation imaginierte – er hätte sie dann genauso verspielt wie sein humanistisches alter ego. Durch das Buch zieht sich als *ceterum censeo* das Credo vom Nicht-Handeln des Intellektuellen, des Künstlers – „denn immer, wenn der Künstler, der Gelehrte seine Grenze überschreitet und den Tatmenschen, den Kraftmenschen, den Zeitmenschen in den Weg tritt, mindert er sein eigenes Maß. Der Geistige darf nicht Partei nehmen, sein Reich ist die Gerechtigkeit, die allenthalben über jedem Zwiespalt steht“<sup>28</sup> – so liest sich das, in unendlichen Abwandlungen, im „Erasmus“. Das Buch ist als „Symbol“ gegen den Triumph Hitlers misslungen – so würde ich es zumindest bilanzieren. Warum? Weil es trotz Ansätzen von Selbstkritik an einem Ethos der Neutralität festhält, basierend nicht zuletzt auf der Überlegenheit des „wissenden Einzelnen“ über die a priori fanatisierte Masse – was alles in der Situation von 1933/34 wenig hilfreich sein konnte. Das Buch wirft vor allem Fragen auf: an wen eigentlich sollte es sich wenden? An ein Bildungsbürgertum, das es entweder gar nicht mehr gab, schon im Exil lebte oder das sich mehr oder weniger zerknirscht mit Hitler arrangiert hatte? Was für ein Signal an die Emigration sollte es sein: Abwarten und gute Bücher schreiben, ansonsten das Terrain den allseits korrumpierten Politikern und Militärs überlassen? Auch nach wiederholter Lektüre kann man sich diese Fragen nicht zufriedenstellend beantworten. Immerhin: in den folgenden Jahren scheint Stefan Zweig das Dilemma zumindest erkannt zu haben, ohne freilich wesentliche Kursänderungen vorzunehmen. Hans Carossa schreibt er im

<sup>26</sup> Stefan Zweig: Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam, Frankfurt/M. 1981, S. 187.

<sup>27</sup> Ebd., S. 128.

<sup>28</sup> Ebd., S. 141.

August 1936, dass „die Beschäftigung mit dem Historischen eine Art Flucht vor der Zeit“ gewesen sei.<sup>29</sup>

In die Äußerungen zum Nationalsozialismus gerät nun zunehmend eine apokalyptische Komponente. Dies ist bildlich wie sprachlich zu beobachten. Zweig sieht zwei Heere sich zur Entscheidungsschlacht gegenüber stehen, das gute und das böse. Wieder einmal an Klaus Mann schreibt er im Juli 1939: „Hitler schreibt Weltgeschichte mit teuflischerer Brutalität als wir sie zu erdichten vermögen. Er wird Ihnen, wenn nicht gepanzerte Engel niedersteigen [...] noch einen zweiten Band schreiben.“<sup>30</sup> Und Felix Braun, dem Freund, berichtet er 1940 über seine Träume und Ängste, die verquickt sind mit Endzeit-Vorstellungen: „Das Böse geht jetzt von Land zu Land durch die Welt, in manchen Nächten höre ich es, halb im Traum, schon hier an unsere Türen klopfen.“<sup>31</sup> Von hier aus sieht man vielleicht auch jene berühmte „Schachnovelle“ Stefan Zweigs in neuem Licht, die Dr.B. als Widersacher weniger *konkrete* Nazis entgegenstellt als vielmehr das „Nichts“. Nationalsozialisten sind und bleiben für Stefan Zweig nicht mehr als „die Legion der Benachteiligten, der Zurückgesetzten, der Gekränkten“, personifiziert in jenem „jämmerlichen und talentlosen Kanzlisten“, der Dr.B. bei der Partei denunziert.<sup>32</sup> Aber das eigentliche Kräftemessen vollzieht sich zwischen der geistigen Identität und dem drohenden Nichts – denn, so im Bericht des B., „man tat uns nichts – man stellte uns nur in das vollkommene Nichts, denn bekanntlich erzeugt kein Ding auf Erden einen solchen Druck auf die menschliche Seele wie das Nichts [...], die völlig raumlose und zeitlose Leere“.<sup>33</sup> Aber diese Geschichte spiegelt auch schon ein Stück Psychopathologie, sie ist Ausdruck von Stefan Zweigs Erschöpfung und Ich-Dissoziation. Der stets drohende Wahnsinn des Emigranten, der sich in Obsessionen verliert und nicht mehr davon loskommt – *oder* wenn er auch davon loskommt, ohne Boden unter den Füßen, also im „Nichts“ existiert... Irgendwann hilft es nicht mehr, wenn einem die andere Hälfte des Ichs oder ein Außenstehender jenes „Remember“ zuruft wie der Ich-Erzähler der „Schachnovelle“ dem Dr.B. Stefan Zweig hat diese Geschichte als „merkwürdig“ und „symbolisch“ bezeichnet – das ist sie, indem nicht mehr das Verhältnis zum Nationalsozialismus thematisch Priorität hat, sondern die Opfer-Geschichte. Es ist jedem Leser der späten Briefe auffällig, dass Zweig darin häufig von den Leiden der „gehetzten polnischen Juden“ spricht, „die jetzt langsam verhungern werden unter diesen viehischen Eroberern“,<sup>34</sup> aber auch von seinen Alltags-Schmerzen als Emigrant in England. Hier – und nur hier – liegen die Stärken Zweigs; nicht dort, wo er in Analogien und diffusen Erklärungsversuchen das

---

<sup>29</sup> Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 275.

<sup>30</sup> Ebd., S. 300.

<sup>31</sup> Ebd., S. 310.

<sup>32</sup> Stefan Zweig: Schachnovelle, Frankfurt/M.1974, S. 44.

<sup>33</sup> Ebd., S. 48.

<sup>34</sup> So in einem Brief an Felix Braun, vermutlich Herbst 1939. In: Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 305.



Phänomen des Nationalsozialismus umkreist – sondern dort, wo er über Deformation, Zerstörung und psychischen Zerfall der Opfer schreibt. Darin verschränkt sich seine beinahe legendäre praktische Hilfsbereitschaft mit literarischen Gestaltungen einer auch jüdisch inspirierten „Caritas“-Vorstellung. Darüber sprach und schrieb Stefan Zweig am Ende seines Lebens – und es war ein Missverständnis, wenn ihm manche nach dem Selbstmord post mortem noch vorwarfen, er habe nicht nur seinen Kampf mit dem Nationalsozialismus eingestellt, – der ist recht eigentlich nie geführt worden – sondern er habe auch dessen Opfer im Stich gelassen. Franz Werfels Nachruf zu Stefan Zweigs Tod ist wohl der gerechteste, denn er erinnert an jenes Mit-Leiden Zweigs mit den Bedürftigen. Werfel erkennt aber auch, dass die Perspektive des existentiellen „Nichts“ für Stefan Zweig am Ende den eigentlichen Schrecken ausmachte, der nicht auszuhalten war. Ohne die Grenzen des Zweigschen Humanismus zu verschweigen – er nennt ihn einen „kindlich Gläubigen der humanistischen Religion“ – erklärt Werfel das schreckliche Ende in diesem Sinne: „Sein vom humanistischen Optimismus verwöhntes Herz erkannte urplötzlich die ganze eisige, unlösbare Tragik des Menschen auf der Erde, die eine metaphysische Tragik ist und daher jedes ausgeklügelten Heilmittels spottet. [...] Er suchte den Frieden. Er suchte ihn im Nichtsein.“<sup>35</sup>

Ein anderer berühmter Emigrant hat seinerseits versucht, den Selbstmord eines Freundes und Kollegen sich und anderen verständlich zu machen – Bertolt Brecht schrieb sein Gedicht „Zum Freitod des Flüchtlings W.B.“ [=Walter Benjamin] 1941:

„Ich höre, daß du die Hand gegen dich erhoben hast  
Dem Schlächter zuvorkommend.  
Acht Jahre verbannt, den Aufstieg des Feindes beobachtend  
Zuletzt an eine unüberschreitbare Grenze getrieben  
Hast du, heißt es, eine überschreitbare überschritten.  
Reiche stürzen. Die Bandenführer  
Schreiten daher wie Staatsmänner. Die Völker  
Sieht man nicht mehr unter den Rüstungen.

So liegt die Zukunft in Finsternis, und die guten Kräfte  
Sind schwach. All das sahst du  
Als du den quälbaren Leib zerstörtest.“<sup>36</sup>

Jene „Zukunft in Finsternis“ war es wohl auch, die Stefan Zweig den letzten, irreversiblen Schritt tun ließ. Brechts Verständnis für den Freitod Benjamins allerdings zitiert auch dessen Kampf gegen die Nazis, seine Erkenntnisse über Ursachen und Struktur der Hitlerei. „Die guten Kräfte sind schwach“ – aber nicht

<sup>35</sup> Stefan Zweigs Tod. In: Franz Werfel. >Leben heißt, sich mitteilen<. Betrachtungen, Reden, Aphorismen, Frankfurt/M. 1992, S. 408.

<sup>36</sup> In: Bertolt Brecht: Gesammelte Werke 10. Gedichte 3. Hg. vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt/M. 1967, S. 828f.



zu schwach, könnte man aus Brechts Vers herauslesen. Verzweiflung ist eine psychologisch verständliche Reaktion, aber sie kann nicht helfen, zu überwinden, was im Interesse aller überwunden werden *muss*. Stefan Zweig, Joseph Roth, Ernst Toller, Walter Benjamin ... wie unterschiedlich die jeweiligen Entscheidungssituationen gewesen sein mögen, immer ist es auch der Zusammenbruch der eigenen Welt, die man bis zuletzt faschistischer Gewalt entgegengesetzt hatte. Die Tragödie deutscher Intellektueller in ihrer vielleicht radikalsten Ausprägung – Stefan Zweigs „Welt von gestern“ war wohl am allerwenigsten geeignet, jene neue Art des Kampfes zu führen, wie sie Brecht in seinem Gedicht „An die Nachgeborenen“ fordert:

„Ich wäre gerne auch weise.  
 In den alten Büchern steht, was weise ist:  
 Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit  
 Ohne Furcht verbringen  
 Auch ohne Gewalt auskommen  
 Böses mit Gutem vergelten  
 Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen  
 Gilt für weise.  
 Alles das kann ich nicht:  
 Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“<sup>37</sup>

Und am Ende des Gedichtes scheint es fast, als habe Brecht Verständnis für das Dilemma eines Stefan Zweig, wenn er schreibt:

„Dabei wissen wir doch:  
 Auch der Haß gegen die Niedrigkeit  
 Verzerrt die Züge.  
 Auch der Zorn über das Unrecht  
 Macht die Stimme heiser. Ach, wir  
 Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit  
 Konnten selber nicht freundlich sein.“<sup>38</sup>

Die letzte Zeile aber ist es, die die Differenz ausmacht: Brecht sieht den „Haß“, die „Unfreundlichkeit“ als unabänderlich und ist sich der Nachgeborenen sicher – Stefan Zweig wollte und konnte nicht mit „heiserer Stimme“ streiten, allenfalls „Freundlichkeit“ für die Opfer praktizieren – und die „Nachgeborenen“, jene von ihm immer wieder beschworene „Jugend“, waren ihm zuletzt nichts mehr, wofür es lohnte, am Leben zu bleiben ....

<sup>37</sup> In: Bertolt Brecht: Gesammelte Werke 9. Gedichte 2. Hg. vom Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann, Frankfurt/M. 1967, S. 723.

<sup>38</sup> Ebd., S. 725.

